

Gisela Febel – *Poesia ambigua oder Vom Alphabet zum Gedicht. Aspekte der Entwicklung der modernen französischen Lyrik bei den Grands Rhétoriciens* (Analecta Romanica 62). Frankfurt a.M., Vittorio Klostermann, 2001. 610 Seiten.

Die Lyrik der Grands Rhétoriciens, die etwa zwischen 1460 und 1540 an unterschiedlichen Höfen in Frankreich entstand, ist in der romanistischen Forschung nur wenig untersucht. Das liegt vor allem daran, daß „die kollektive Arbeit“ (S. 15)<sup>1</sup> dieser Dichter seit jeher keinen guten Ruf hat: Die Dichter der Pléiade negierten ihre Leistungen kategorisch und hielten ihr das (erfolgreiche) Programm einer neuen normativen Dichtungssprache entgegen. Sie begründeten damit eine Tradition, in der die Rhétoriciens weithin als spätmittelalterliche Höflinge galten, deren Dichtung sinnentleerter Formalismus war und der man allenfalls Gebrauchswert zusprach.<sup>2</sup> Dementsprechend liegen zu Lyrikern wie Jean Molinet, Octavien de Saint-Gelays, Guillaume Cretin, Jean Lemaire de Belges oder Jean Meschinot, Destrée und Jean Bouchet nur vereinzelte Untersuchungen vor. In der deutschsprachigen Romanistik sind sie beinahe zu Unbekannten geworden.

<sup>1</sup> Die Verf. betont mehrfach (S. 10, 18), daß die Grands Rhétoriciens nie eine ‚Schule‘ bildeten. Ihre Produktionspraxis (gemeinsame Dichtungsverfahren, gegenseitiges Zitieren, intertextuelles Verweisnetz und die Erstellung von Sammlungen mit anthologischem Charakter) läßt Febel vielmehr von einer ‚literarischen Tradition‘ (S. 18) sprechen.

<sup>2</sup> Einen Überblick über die literarhistorische Bewertung der Rhétoriciens geben die Seiten 297–305.

Dies ist der Stand der Dinge, von dem Gisela Febels „Revalorisierung“ der Grands Rhétoriciens ausgeht.<sup>3</sup> Sie ist – dies sei vorweg gesagt – gelungen: Denn die Verf. führt die Dichtungen, die im Umfeld der *Arts de seconde rhétorique* entstanden, überzeugend als Zeugnisse einer epochalen „Transformation“<sup>4</sup> vor: „[...] zwischen dem allmählichen Ende der Gültigkeit scholastischer Regeln und noch vor der Erneuerung normativer Poetiken durch die Pléiade, wird das Feld der mittelalterlichen Literaturpraxis in Frankreich durch die Grands Rhétoriciens einschneidender verändert, als lange Zeit vermutet wurde“ (S. 505). Diese Veränderung – so die zentrale These Febels – beruht auf dem spezifischen Umgang dieser Dichter mit der allegorisch-zeichenhaften Dichtungsweise, die in Frankreich bis zu Beginn des 15. Jahrhunderts vorherrschte: „Ihre Arbeit ist eine Dekonstruktionsarbeit an den mittelalterlichen Formen und Diskursen, sie schaffen ein ludisches Feld von Ambiguitäten und eine freie Disponibilität von Figuren, die erst den Boden bereiten für die Normierung poetischer Rede in einem neuen Paradigma, nämlich der Poetik der Renaissance und der Figur des lyrischen Ichs als Pendant des neuzeitlichen Subjekts“ (S. 15). In dieser Perspektive stehen die Rhétoriciens für die Entdeckung „formaler Bewußtheit in der Lyrik“ (S. 19), ihre *poesia ambigua* ist ein entfernter Vorgänger der historischen Avantgarde sowie der experimentellen Literatur des OULIPO (vgl. S. 19).<sup>5</sup>

Zu diesen Ergebnissen gelangt Febel durch ein dreifaches methodisches Vorgehen: Im Zentrum der Argumentation steht das *close reading* exemplarisch ausgewählter Texte, an denen sie „die jeweiligen Verfahren und poetologischen Implikationen dieser Lyrik“ (S. 15) aufzeigt. Dieser Ansatz liegt nahe, insofern als die Rhétoriciens keine kohärente ästhetische Theorie entwickelten und man ihre innovativen Leistungen daher in den Gedichten selbst aufsuchen muß. Das vorangehende Mittelalter und die nachfolgende Renaissance hingegen formulierten für ihre Zeit Poetiken und Rhetoriken mit normativem Charakter. Sie ermöglichen der Verf. den zweiten Verfahrensschritt – die poetologische Bewertung ihres Materials vor dem Hintergrund relativ einheitlicher und gut erforschter Dichtungsvorstellungen vor und nach den Grands Rhétoriciens. Der Studie gelingt es so, die Entwicklung lyrischen Sprechens und Schreibens von der mittelalterlichen Textauffassung bis zur rinascimentalen Poetik fundiert nachzuzeichnen. Zugleich korrigiert Febel damit wesentlich die bisherige Forschung: Sie zeigt, daß die Dichtungen der Rhétoriciens Teil des umfassenden humanistischen Denkens waren und intensiv zur kritischen Auseinandersetzung mit den eigenen sprachlich-gedanklichen Voraussetzungen wie mit ihren politischen Entstehungsbedingungen beitrugen.<sup>6</sup> Das dritte Verfahren der Untersuchung besteht darin, die Spezifika der analy-

<sup>3</sup> Die vorliegende Arbeit ist erst die vierte Monographie zu dem Thema, eine deutschsprachige Studie lag bisher nicht vor. An erster Stelle zu nennen ist Paul Zumthors *Le masque et la lumière. La poétique des Grands Rhétoriciens*, Paris 1978. Auf die Ergebnisse dieses Buches wie der anderen Untersuchungen von Zumthor geht die Verf. wiederholt eingehend ein. Des weiteren sind zu nennen: Cynthia J. Brown, *The shaping of history and poetry in late medieval France: Propaganda and Artistic Expression in the Works of the Rhétoriciens*, Birmingham/Alabama 1985 und François Cornilliat, „Or ne mens“. *Couleurs de l'Eloge et du Blâme chez les „Grands Rhétoriciens“*, Paris 1994. Es überrascht, daß die Verf. die amerikanische Studie von C. J. Brown nicht berücksichtigt.

<sup>4</sup> Siehe zum methodischen Umgang mit dem Phänomen der ‚Epochenschwelle‘ S. 20–26. Febel erkennt in der Zeit der Rhétoriciens mit M. Foucault ein „System von Transformationen“ (S. 23) und erklärt ihre Dichtung im Rekurs auf dessen Begriff der „Diskursdichte“ als Ausdruck einer „Krise [...] vor der Durchsetzung eines neuen Paradigmas“ (S. 26).

<sup>5</sup> Siehe zur „verblüffenden Modernität“ der Dichtung und der „Analogie der *écriture* der Grands Rhétoriciens zur heutigen Zeit“ S. 26f., Zitate S. 26.

<sup>6</sup> Vgl. im Gegensatz dazu namentlich die Position P. Zumthors, der in den Gedichten der Rhétoriciens eine Art *poésie pure avant la lettre* sah und ihnen damit gleichzeitig jegliche zeitkritische Sinn-dimension absprach.

sierten Dichtungspraxis vor der Folie (post-)moderner Literaturtheorien zu lesen. Dieser Schritt läßt tatsächlich interessante Analogien erkennbar werden, zugleich jedoch treten signifikante Differenzen zutage, die die Verf. (und den Leser) davor bewahren, die Modernität der Grands Rhétoriciens anachronistisch als Moderne *avant la lettre* zu begreifen.<sup>7</sup>

Die Untersuchung gliedert sich in acht Kapitel, die die lyrische Arbeit der Rhétoriciens systematisch in Hinblick auf spezifische Verfahren und Sinnpotentiale sowie auf ihre Entstehungszusammenhänge behandeln.<sup>8</sup> Der erste Abschnitt trägt die Überschrift „Zwischen Stimme und Typographie. Zur Arbeit der Grands Rhétoriciens mit Oralität und Schrift.“ In ihm rekonstruiert die Verf. für das ausgehende 15. und beginnende 16. Jahrhundert das Bild einer „oralité mixte“ (P. Zumthor), in der sich Mündlichkeit und Schriftlichkeit – zusehends auf Kosten ersterer – gegenseitig durchdringen. Die Gleichzeitigkeit beider Medien nutzen die Rhétoriciens zum hintersinnigen Spiel mit den Differenzen zwischen ihnen. Sie erzeugen so, wie Febel an mehreren *équivoques*, Rätselgedichten und Typographien vorführt, eine Ambiguisierung der Dichtungssprache, die einen aktiven, vor allem aber hochgebildeten Leser voraussetzt.<sup>9</sup>

Das zweite Kapitel verfolgt, wie die Rhétoriciens in Rebusgedichten, Alphabetdichtungen und Buchstaben-Ikonographien die Auflösung der Sprache in kleinste phonetisch-graphische Einheiten praktizieren und so neuen Sinn hervorbringen.<sup>10</sup> Das Ergebnis ist ein Spiel mit der Ambiguität von Silben und Buchstaben, ein Spiel, in dem die Dichter u. a. „den Raum einer universellen Klangsprache (und Schriftsprache) ausloten wollen“ (S. 89). Wie dies eine „neue poetische Sprache der semantisch freien und oft nur lautlich gebundenen Assoziationen“ hervorbringen kann, belegt die Verf. ebenso überzeugend (S. 94–96) wie sie an einem Widmungsgedicht Jean Molinets zeigt, daß es den Austausch einer vordergründig theologischen gegen eine lebensweltliche Thematik insinuiert (S. 100–104). Und anhand eines Alphabetgedichts von Destrée wird eine doppelte Rhetorisierung des Alphabets einsichtig: In ihm verweben sich die Verherrlichung der Heiligen und die Erotisierung der Frau.

Die Lustthematik nimmt das dritte Kapitel auf: „Zwischen Liturgie und Blasphemie. Zur Produktion von Lust aus den Signifikanten.“ Es führt vor Augen, wie die Rhétoriciens die lateinisch-französische Mehrsprachigkeit ihrer Epoche zum Zwecke blasphemischer Subversion nutzen. Dabei vollzieht sich ein erkenntnistheoretischer Wandel, der nicht nur für die Lyrik von fundamentaler Bedeutung ist: die „Destabilisierung des symbolischen Zeichenwertes“ von Sprache (S. 148), wie er in der mittelalterlichen Sprachauffassung gegolten hatte. „Die Sprachen werden dadurch zum Medium des Sinns und sind nicht mehr Quelle und Ursprung des Sinns“ (S. 149). Das hat zur Folge, daß die Rhétoriciens insbesondere dem sakralen Sinn der lateinischen Kirchensprache einen erotischen Subtext einschreiben. Wie das geschieht, zeigen Febels Interpretationen der *Oraison* von Jean Lemaire de Belges (S. 159–190) eindrücklich: Die „Subversion des kanonischen Diskurses“ gründet hier wesentlich auf der „Erneuerung des literalen Sinns“ des Gebets, „d. h. die Verdrängung der

<sup>7</sup> Zudem liefert die postmoderne Theoriebildung der Verf. einen Teil ihres begrifflichen Instrumentariums. Daß dies nicht ganz unproblematisch ist und Mißverständnisse mit sich bringen kann, ist nahelegend. Febel rechtfertigt daher z. B. ihr Wort von der „Dekonstruktionsarbeit“ der Rhétoriciens auf S. 28–30 eingehend.

<sup>8</sup> Febels Arbeit geht damit nicht monographisch vor, ebenso wenig wie sie die traditionelle Einteilung der Rhétoriciens in zwei Generationen für sinnvoll hält. Siehe dazu S. 19.

<sup>9</sup> Bezüglich einer Ballade von Jean Meschinot schreibt die Verf.: „Bedingung für die Sinnhaftigkeit der vielfachen Lektüre ist [...] hier, neben dem politischen und ethischen Kontextwissen, die Kenntnis der Regeln einer Ballade oder eines Rondeaux, damit es überhaupt zu einer kohärenten Spracherzeugungsarbeit kommt“ (S. 84).

<sup>10</sup> Die Überschrift zu diesem Abschnitt lautet: „Das Prinzip der Segmentierung. Zur Arbeit der Grands Rhétoriciens mit der Sprache.“

literalen oder historischen Ebene zugunsten der allegorischen und vor allem der anagogischen Komponente werden in gewisser Weise zurückgenommen“ (Zitate S. 226). Auf dieser Ebene wörtlicher Lesbarkeit verschiebt der Rhétoriqueur mittels einer „krypto-psychogramatisch zu nennenden Sprache“ (S. 187) die Bittrede an die Mutter Gottes in eine erotische Liebeswerbung. Das Ergebnis ist ein Gedicht, das kirchenkritisch „im Kontext einer groß angelegten repressiven Sexualpolitik“ (S. 226) gelesen werden kann.<sup>11</sup> Damit ist indirekt auf ein weiterreichendes Sinnpotential vieler Texte der Rhétoriqueurs verwiesen: Sie bergen eine „Tiefendimension, die an anthropologische Grundbedürfnisse rührt“ (S. 207), indem sie über die Welt der Affekte das Daseinsrecht für ein menschliches Grundvermögen einfordern.<sup>12</sup>

Das vierte Kapitel beschreibt, wie die Poetik der *Arts de seconde rhétorique* sich von den klassischen und vulgärsprachlichen Rhetoriken in Antike und Mittelalter abgrenzt. Der Begriff „seconde rhétorique“ konstituiert dabei die Lyrik als einen eigenständigen Bereich dichterischer Rede, in dem anstatt einer „persuasiven“ eine „experimentelle“ Rhetorik (S. 276) gilt. Sie äußert sich in „generativen Regeln“, welche das Prinzip der freien Kombinatorik in die Dichtung einführen (S. 272). Diese Innovation beruht laut Febel auf einem fundamentalen sprachphilosophischen Wandel: der gleichzeitigen Entstehung eines neuen Zeichenbegriffs im Rahmen der nominalistischen Logik und in der humanistischen *res-verba*-Debatte.<sup>13</sup> Es ist die Vorstellung, daß ein Zeichen stets gedeutet, interpretiert werden muß und nicht, wie nach scholastischer Auffassung, stets Abbild eines übergeordneten Allgemeinen ist. Als Folge wird den Grands Rhétoriqueurs „allmählich die grundsätzliche Polysemie der Sprache bewußt und sie verwenden schließlich eben diesen Widerspruch als kreatives Prinzip“ (S. 280). Welches kritische Potential die entsprechende Ambiguisierung von Aussagen für „die Konstitution von Wahrheit, Weisheit und Wissen“ (S. 282) in sich birgt, zeigt die Verf. an den lyrischen Gattungen *epigramme* und *exemple*.

Als politisch relevant erweisen sich die rhetorischen Doppelstrategien der Dichter im Kapitel „Zwischen Ideologie und Kritik. Zur politischen Haltung der Grands Rhétoriqueurs“. In ihm widerlegt Febel das Vorurteil von der rein enkomiastischen Gebrauchslyrik der Hofdichter: Tatsächlich bauten sie in ihre Auftragsdichtungen die zeitgenössischen Theorien zur Fürstenherrschaft durchaus kritisch ein.<sup>14</sup> Dies belegen exemplarische Interpretationen, die in den Gedichten phantastische, utopische oder mythologische Subtexte und Strategien einer sophistischen Rede der Doppeldeutigkeit aufspüren.

Das sechste Kapitel der Arbeit greift Argumente des vierten auf und rekonstruiert die „implizite Poetik“ (S. 32) der Rhétoriqueurs.<sup>15</sup> Im Anschluß an ihre Charakterisierung als „topische Poetik“ (H. Plett), die als Materialsammlung fungiert, führt die Verf. die bewußte „Rhetorizität“ der Dichtung am Beispiel des *Art de rhétorique* von Jean Molinet vor Augen.

<sup>11</sup> Das Subversive beschränkt sich dabei auf „das punktuelle, aktuelle Moment der Lektüre“ und bedeutet Verzicht auf Ideologie (S. 227). Darin aber liegen wesentlich die Stärke und ein Nachteil der Dichtungen der Rhétoriqueurs begründet: Einerseits ermöglicht die „auf die Zeit der Realisierung bezogene Subversion und Perversion der Formen und Bedeutungen“, daß die Dichter „die Institutionalisierung einer Verknüpfung zwischen Rhetorik und Semantik“ aufheben. Andererseits jedoch liegt hier auch der Grund für ihre kurze Wirkungszeit: Ihre Arbeit wird von den ersten Regelästhetiken der Pléiade zu folgenlosen Produkten bloßer *versificateurs* degradiert (S. 228).

<sup>12</sup> Diesen Aspekt, der die These vom „prämodernen“ (S. 227) Dichtungsbegriff der Rhétoriqueurs noch um eine grundlegende gedankliche Kategorie erweitern würde, führt die Arbeit nicht weiter aus.

<sup>13</sup> Als Belege hierfür führt die Verf. die sprachphilosophischen Ergebnisse Wilhelm v. Ockhams und Lorenzo Vallas an.

<sup>14</sup> Diese Funktion der Rhétoriqueurs als ‚Ideologen der Macht‘ ist augenscheinlich, wenn man bedenkt, daß sie auch als Chronisten, Erzieher und Berater der Fürsten tätig waren. Siehe dazu die knappen Bemerkungen S. 345f.

<sup>15</sup> Die Abfolge der Kapitel scheint mir in diesem Punkt nicht vollkommen überzeugend.

Sie versteht darunter, daß der Dichter „den Charakter der Machbarkeit, des Verfahrens und des Übergangs zur einzelnen Produktion eines selbstbewußten Verfassers“ deutlich betont (S. 390). Der letztgenannte Aspekt steht dabei für ein „neues Selbstbewußtsein der Autorenschaft“ der Lyriker, er markiert ihre „Modernität“. Diese Vorstellung entwickelt Febel im weiteren anhand der Parameter „Wissen, Neuheit und Eloquenz“ (S. 404). Das Ergebnis ist die Affirmation eines Ichs, das jedoch nicht mit dem modernen Subjekt zu verwechseln ist: „[...] dieses Ich ist immer auch noch ein kollektives Wir. [...] Es ist kein individuelles Ich der *conditio humana*, sondern ein personales Ich der *conditio linguistica*. Es ist zugleich ein Ich und eine *persona*, ein Selbst als Subjekt seiner Rede, über die es verfügt, und die Maske eines kollektiven Sprechers, Stellvertreter-Subjekt seiner *ars*“ (S. 414f.).

Im vorletzten Kapitel vertieft Febel das von den Rhétoriqueurs angewandte Prinzip der offenen Kombinatorik, indem sie beschreibt, wie jene ihre Dichtung an zeitgenössischen Musiklehren ausrichten: „Sie wenden sich damit, wie mit der Zahlenarithmetik der kombinatorischen Gedichte, neben Arithmetik und Geometrie einer weiteren Kunst des Quadrivium zu, der Musik“ (S. 486). Maßgebend waren hierfür die Theorien von Raimundus Lullus, die das Prinzip einer unendlichen Kombinatorik formuliert hatten.<sup>16</sup> Die Rhétoriqueurs wenden nun Verfahren an, die unterschiedlich rhythmisierte Lektüren nahelegen, die das Gegenüber von linearen und tabellarischen Leseweisen insinuieren, die in Mehrstimmigkeit oder in anarchische Klangexperimente münden. Die Gedichte formulieren so implizit eine *ars nova*: Sie fordert gegen das Moment unmittelbarer Evidenz eine „Zeit der Reflexion und der Reflexivität des Denkens“ ein. Die Lyrik nimmt hier eine eigene Art von Musikalität für sich in Anspruch, so wie es Eustache Deschamps am Ende des 14. Jahrhunderts im Begriff der *musique naturele* eingefordert hatte.<sup>17</sup>

Im abschließenden „Epilog“ wirft die Arbeit einen kontrastiven Blick auf die Dichtungen von Pierre Ronsard. Den „neuen Normierungsschub“ (S. 506) der Pléiade, welche der eigenen Dichtungssprache klassische Dignität zuspricht, verdeutlicht die Verf. am gewandelten Zeitmodell Ronsards: „Während die kombinatorischen Gedichte [der Rhétoriqueurs. M. S.] sich von Lektüre zu Lektüre, von einer unmittelbaren Gegenwart in ein nächstes Moment der Gegenwart, bewegen, versuchen die Gedichte eines Pierre Ronsard, eine monumentale, überzeitliche Rede zu entwerfen, die die Abhängigkeit von der Gegenwart der Lektüre (zumindest fiktiv) verlassen könnte. Es ist eine Zeit, die sich als Verbindung von Vergangenheit und Zukunft, von erinnertem Pathos und ruhmvollen Fortleben des Dichters, imaginiert [...]“ (S. 508). In diesem Sinne interpretiert Febel das berühmte Sonett XLIII an Hélène als Rückkehr einer persuasiven Rhetorik, die „anstelle der Vielfalt der ludistischen Lektüren nun die zeitlose *gloire*“ (S. 515) proklamiert.

Die knappen Anmerkungen zu Gisela Febels Buch können seinem Gedankenreichtum und seiner Argumentationsdichte nicht gerecht werden. Sie sollen jedoch den Blick auf ein Buch lenken, das eine kaum beachtete Gelenkstelle in der Geschichte der französischen Lyrik am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit überzeugend und perspektivenreich rekonstruiert.

Eichstätt, im Januar 2002

Michael Schwarze

<sup>16</sup> Siehe hierzu sowie zur Rezeption Lullus im 15. Jahrhundert S. 456–465.

<sup>17</sup> Vgl. dazu S. 498–502.